Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 19 (1937)

Heft: 17

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 30. April 1937. Erscheint jeden Freitag 19. Jahrgang Nr. 17

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: Publicitas A.-G., Marktgasse 1, Winterthur, Telephon 21.844, sowie deren Filialen. Postcheck-Konto VIIIb 858
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur vorm. G. Binkert A.-G., Telephon 22.252. Postcheck-Konto VIIIb 58

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 10.30, halbjährlich Fr. 5.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 13.50. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIIIb 58 Winterthur

Insertionspreis: Die einspaltige Nonpareillezeile oder auch deren Raum 30 Rp. für die Schweiz, 60 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 90 Rp., Ausland Fr. 1.50 / Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Aus dem Inhalt

Zur Schulreform in Deutschland
Aufbauarbeit der jüdischen Frau in Palästina
Zwei Helfer erzählen aus Spanien
Bund Schweizer. Frauenvereine

Wochenchronik

Inland.

Im Mittelpunkt des Interesses der vergangenen Woche stand der **Wahl- und Abstimmungssonntag** des Kantons **Neuenburg.** Dieser ist ein ausgesprochener Krisenkanton mit daher viel natürlicher Unzufriedenheit. Wie würde er sich somit zum Antikommunistengesetz stellen, das war die große Frage landauf und landab. Nun — dasselbe ist mit dem erfaunlichen Mehr von rund 17.000 gegen zirka 8000 Stimmen angenommen worden. Im selben Sinne vollzogen sich die Staatsratswahlen: die fünf bisherigen bürgerlichen Vertreter wurden mit durchschnittlich je 16.000 Stimmen bestätigt, während die beiden Vertreter der Linken je nur zirka 8000 Stimmen erhielten. Aehnlich die Großratswahlen: Die Sozialisten verloren hier 7 Sitze. Wir glauben nun nicht, daß diese Wahlen in einem „reaktionären", grob antisozialistischen Sinne zu werten sind. Zweifellos standen die Vorgänge von La Chaux-de-Fonds, die Verhältnisse im benachbarten Frankreich und im Hinterarond die spanischen warnend vor Augen. Der Ausgang der Abstimmung dürfte als abwehrender Wille der Bevölkerung gedeutet werden: So weit darf es bei uns nicht kommen!

Der letzte Sonntag war auch der Sonntag der ehrwürdigen **Landsgemeinden** von Appenzell Inner- und Ausserrhoden und von Ob- und Nidwalden. Sie vollzogen sich im üblichen Rahmen, besonderes ist davon nicht zu erwähnen.

Vergangenen Samstag fand in Bern die schon in unserer letzten Nummer erwähnte **Konferenz** mit Vertretern von 12 Kantonen wegen der **Erhöhung der Arbeitslosenunterstützungen** statt. Grundsätzlich wurde anerkannt, daß dies nicht allein Sache des Bundes, sondern wie die gesamte bisherige Arbeitslosenfürsorge auch eine solche der Kantone und der Gemeinden sein müsse. In erster Linie sei den langfristigen Arbeitslosen, den Ausgesteuerten, auf dem Boden einer angemessenen Erhöhung der Krisenunterstützung Hilfe zu bringen und unter diesen vor allem den Verheirateten mit Kindern. Es ist Aussicht vorhanden, daß der Bundesrat bald in diesem Sinne beraten wird.

In diesem Zusammenhang wie auch mit der kommenden unvermeidlichen Lohnanpassung gewinnt das Prinzip der **Familienzulagen** ein erhöhtes Interesse. Die schweizerische Familienschutzkommission, eine aus der Initiative der schweizerischen Frauenverbände hervorgegangene Vereinigung, gelangte an den Bundesrat, die Kantone, einige größere Gemeinden und die Spitzenverbände der Arbeitnehmer und Arbeitgeber mit einer Eingabe, die Frage der Familienzulagen zu prüfen.

Die schweizerische Armenpflegerkonferenz hat kürzlich das revidierte **Konkordat** über die **wohnörtliche Armenunterstützung,** das nun den Städtekantonen durch Ausdehnung der Wartefrist von 2 auf 4 Jahre vermehrte Rechnung trägt, einhellig gebilligt und ihre Organe beauftragt, für den Beitritt möglichst zahlreicher Kantone zu werben.

In Vorbereitung der nächsten Session der Bundesversammlung haben bereits wieder verschiedene **Kommissionen** getagt: die nationalrätlichen für die Entschuldung der Landwirtschaft, für die Vorberatung des Bundesberichts über die internationale Arbeitskonferenz und für das Ordnungsgesetz; die ständerätlichen für den Nachtragsbericht zum Bundesbudget und für die Erleichterung des Stimmrechts, das im Gegensatz zum Nationalrat Eintreten und Genehmigung fand.

Ausland.

Die **Zusammenkunft Mussolinis** mit **Schuschnigg** in **Venedig** am Donnerstag und Freitag der letzten Woche hat einen von der gesamten Presse empfundenen überaus zwiespältigen Eindruck hinterlassen. Nach dem offiziellen Communiqué könnte man tatsächlich meinen, Mussolinis Wille habe in Rücksicht auf die deutsche Freundschaft allzusehr über Schuschnigg dominiert und er habe in der Tat versucht, die Bewegungsfreiheit und Selbständigkeit Oesterreichs einzuengen. Denn gegenüber Schuschniggs Bestreben, zu einer nähern Verbindung mit der Tschechoslowakei und über diese hinweg mit der Kleinen Entente zu einer selbständigern Gestaltung des Donauraumes zu kommen (was natürlich allen großdeutschen Plänen und jeglichem Anschlußgedanken zuwiderläuft) wurde im amtlichen Communiqué allzu demonstrativ das Festhalten an den Römerprotokollen und deren Erweiterung auf andere Donaustaaten nur „unter für jeden einzelnen Fall besonders festzulegenden Bedingungen" betont, wie auch die „allgemeine Systematisierung des Donauraumes" (das Wort verrät allzu deutlich seine deutsche Herkunft) nicht ohne die aktive Mitwirkung Deutschlands geschehen könne. Andererseits fehlt jeder Hinweis auf die Unabhängigkeit Oesterreichs. Und als dann das offiziöse „Giornale d'Italia" in seiner Berichterstattung gar noch den baldigen Eintritt der österreichischen Nationalsozialisten in die Regierung prophezeite, war man wirklich versucht zu glauben, Schuschnigg habe klein beigegeben. Schuschnigg hat aber dem italienischen Blatt ein mit seinem vollen Namen gezeichnetes Dementi entgegengesetzt und darin zugleich die Unabhängigkeit Oesterreichs scharf betont: „Wir lehnen jetzt und für die Zukunft jede Blockbildung ab." Aus allem gewinnt man den Eindruck, daß Mussolini nach außen das Gesicht gegen Deutschland wahren wollte oder mußte, vielleicht auch auf England und Frankreich einen Druck ausüben wollte, daß aber Schuschnigg hinter den vier Wänden doch stand hielt. Klar, daß sich der gegenwärtig in Italien aufhaltende Goering sich bei Mussolini über die Venediger Konferenz informieren wollte, auffällig war nur die lange Dauer der Konferenz.

Auch andernorts, nicht nur in Oesterreich, suchen sich die Kleinen von den Großen, von ihrem politischem „Objekt-sein" zu emanzipieren und zu neutralisieren. Die Idee der Schaffung eines Gürtels neutraler Staaten von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer wird mehr und mehr zum Leitgedanken der Staaten zwischen Deutschland und Rußland. Dazu bedarf es aber vorerst des Ausgleichs zwischen Rumänien und Ungarn, den Polen zu fördern sucht und zwischen Polen und der Tschechoslowakei, den Rumänien anstrebt. Der **Besuch** des **polnischen Außenministers Beck** in **Bukarest** in den diesen Tagen dürfte diesen Fragen gegolten haben.

In diese Linie gehören auch die schon wiederholt erwähnten **Neutralitätsbestrebungen Belgiens.** Letzten Samstag ist ihm nun von Frankreich und England die Entlassung aus seinen Locarnoverpflichtungen, also aus der Garantierung Englands und Frankreichs, offiziell mitgeteilt worden, während diese beiden Staaten nach wie vor die Neutralität Belgiens weiter verbürgen. An seine Völkerbundsverpflichtungen jedoch erklärt sich Belgien weiterhin gebunden. Wie weit aber mit seiner Neutralität der mit den Völkerbundsverpflichtungen verknüpfte Art. 16 bezüglich des militärischen Durchzugsrechts vereinbar ist, ist eine Frage, die der letzten Sonntag in Brüssel zu Besuch gewesene englische Außenminister Eden mit den zuständigen Persönlichkeiten neben allgemeinen Friedens- und Wirtschaftsfragen besprochen haben wird.

Ist das „Recht auf Arbeit" ein Frauenpostulat?

I.

An der Zürcher Tagung des Bundes für Frauenstimmrecht sprang plötzlich während der Diskussion über die Resolution betreffend Berufsarbeit der Frauen ein Wort auf, das in dem vorgelegten Texte nicht enthalten war und von dem man in den letzten Jahren annehmen durfte, es sei aus dem Vokabularium der Frauenbewegung verschwunden. Es war dies das „Recht der Frau auf Arbeit". Es gab einige Opposition gegen seine Anwendung und daraufhin eine nicht geringe Aufregung bei einigen besonders eifrigen Votantinnen, welche fürchteten, man wolle der großen Idee des Kongresses Abbruch tun. Eine deutsche Vertreterin betonte, daß dieses Postulat von Luise Otto schon vor mehr als 50 Jahren geprägt worden sei und zum unveräußerlichen Eigentum der Frauenbewegung gehöre. Aber schließlich verschwand es doch aus dem Resolutionstext, um andern Formulierungen zu weichen.

II.

Das war nur gut. Denn eine Resolution, die u. a. dies „Recht auf Arbeit" für die Frau verlangte, hätte kaum Stimmeneinheit oder Stimmenmehrheit finden können. Die anwesenden Frauen waren sich zwar bestimmt in der überwiegenden Mehrheit einig über den Inhalt einer Reihe von Forderungen, die wir folgendermaßen formulieren können:

1. Die Frau soll selbst entscheiden können, ob sie sich beruflicher Arbeit oder häuslicher Tätigkeit ohne Absicht auf Erwerb im Kreise der eigenen Familie widmen will.

2. Sie soll zu allen Schulen und Bildungsstätten, welche die Ausbildung für den gewählten Beruf vermitteln, freien Zutritt haben zu gleichen Bedingungen wie Knaben und Männer.

(Ein Begleitpostulat dieser Forderung ist die Anstellung weiblicher Lehrkräfte, die eine besondere Eignung zum Unterricht und besonders für die Erziehung von Frauen besitzen.)

3. Die Prüfungen sollen den Schülerinnen der Lehranstalten zu den gleichen Bedingungen zugänglich sein wie den Schülern.

4. Die Frau soll von keinem Beruf und keiner speziellen Tätigkeit innerhalb des Berufes, besonders aber auch von keinem öffentlichen Amt ausgeschlossen sein.

(Zu dieser Forderung macht ein Großteil der Frauenwelt den Vorbehalt des besonderen Arbeiterinnenschutzes, den die Open-Door-Bewegung jedoch ablehnt.)

5. Der Arbeitsentgelt für gleiche Arbeit soll demjenigen, den der männliche Berufskollege erhält, gleich kommen.

6. Beruf und Amt sollen der Frau nicht unter andern Voraussetzungen verloren gehen können als dem Mann. Insbesondere soll Verheiratung kein Grund zum Entzug eines Amtes sein.

(Die zwangsweise frühere Pensionierung von Beamtinnen wird dagegen u. W. nicht beanstandet.)

Diese Forderungen stellen wir Frauen gegenüber der Rechtsordnung. Keine gesetzliche Vorschrift soll sie einengen. In dieser Form sind sie ein Ausfluß der Rechtsgleichheit, die für uns Schweizerinnen durch die Bundesverfassung garantiert, wenn auch in bezug auf unsere politischen Rechte nicht verwirklicht ist. Wir fordern all dies jedoch auch gegenüber der Praxis des Wirtschaftslebens. Durch die faktischen Verhältnisse sollen diese Rechte ebenfalls nicht verkümmert werden. Hier sind die Postulate Voraussetzung und Folge für die faktische „wirtschaftliche Frauenemanzipation". Diese Forderungen bilden in der Hauptsache den Inhalt der Berufsresolution des Zürcher Kongresses und haben sicher die Frauen der ganzen Welt hinter sich.

III.

Nicht so das „Recht auf Arbeit". Dieser Begriff hat nämlich längst einen ganz andern Inhalt, einen Inhalt, der blutgetauft in die soziale Geschichte der Völker übergegangen ist. „Je n'aime pas non plus cette expression, elle sent le 1848", sagte im Privatgespräch eine der anwesenden Französinnen. Sie hat in der Tat recht. Die Theoretiker der französischen Revolution von 1848 vertraten, gestützt auf eine Schrift von V. Considérant (Doctrine sociale, erschienen 1834—44) den Gedanken, daß jeder Bürger ein natürliches Anrecht auf entlohnte Arbeit gegenüber dem Staat besitze. Wenn die private Wirtschaft diese Arbeit nicht gewähre, so müsse dafür der Staat in die Lücke springen und diese verschaffen. Schon unter der Regierung Louis Philipps wurde diese Formel außerordentlich volkstümlich. Proudhon nannte sie die wahre und einzige Formel der Februarrevolution. Die Revolutionsregierung anerkannte am 25. Februar 1848 dies „Recht auf Arbeit". Das von Louis Blanc aufgesetzte Regierungsdekret von jenem Tage enthielt die Worte: „Die provisorische Regierung der französischen Republik verpflichtet sich, durch Arbeit die Existenz des Arbeiters zu gewährleisten. Sie verpflichtet sich, allen Bürgern Arbeit zu garantieren." Eine solche Garantie ist jedoch ein gewagtes Versprechen. Es ist besonders gewagt, solange man das Privateigentum respektiert, wie es die Sozialisten von 1848 durchwegs taten, aber sie ist selbst dann nicht unter allen Umständen erfüllbar, wenn das Privateigentum an den Produktionsmitteln aufgehoben und geschlossene staatliche Planwirtschaft betrieben wird, wie etwa im heutigen Rußland. Denn die Arbeitsgelegenheiten und insbesondere die Möglichkeit, alle Arbeit zu entlöhnen, sind abhängig vom Stand und den Erträgen der Wirtschaft. Und dieser Wirtschaft gebietet der Staat nicht. Sie folgt ihren organischen Eigengesetzen, auf welche selbst die mächtigste Regierung nur beschränkt Einfluß ausüben kann.

Mit allen Mitteln versuchte die Revolutionsregierung ihre Versprechen inne zu halten. Sie ließ Arbeiten ausführen und errichtete die nationalen Werkstätten. Doch war sie mit ihren Mitteln nicht in der Lage, alle Arbeitslosen zu beschäftigen, und denjenigen, denen sie Arbeit gab, konnte sie nur geringe Löhne entrichten. Ein Arbeitslosenaufstand vom 23. Juni 1848 mußte in Paris blutig unterdrückt werden. Die Aufständischen hatten sich dabei auf ihr „Recht auf Arbeit" berufen. Aus der neuen Verfassung wurde daraufhin das „Recht auf Arbeit" gestrichen. Der entsprechende Artikel lautete schließlich: „Die Republik soll durch brüderliche Unterstützung die Existenz der bedürftigen Brüder sicherstellen, indem sie ihnen Arbeit be-

Als allererster Grundsatz der Ehre soll es in das Gemüt geprägt werden, daß es schändlich sei, seinen Lebensunterhalt einem anderen, denn seiner Arbeit, verdanken zu wollen.
Fichte

Sankt Andreas in Amalfi

Inmitten eines silbrigen Felsen- und Bergtales liegt Amalfi. Der kleine, helle Häuserkomplex liegt am Ufer, wie eine weiße Blüte, die vom Meer ans Land geschwemmt wurde. Zierlich und zart liegt Amalfi, überragt von kühnen Felsen, von traumhafthohen Bergkurven, eine Verbindung der Grazie mit dem Gigantischen. Die Felssacken haben hier oft dieselbe Form, wie die phantastischen Wachtürme, die man noch hin und wieder sieht und die noch aus der Sarazenenzeit stammen. Die Stadt erstreckt sich ziemlich hoch hinauf. Vom Strand aus sehen die einzelnen Häuschen wie Rosenblätter aus, die der Wind vertrieben hat. Im Sommer wird das malerische Städtchen hauptsächlich von italienischen Badegästen besucht, aber es ist dennoch kein nennenswerter Betrieb in Amalfi. Es liegen zwiele berühmtere Ortschaften wie Sorrent und Capri und Ischia in der Nähe.

Im 13. Jahrhundert, im Jahre 1208, brachte einmal ein Schiff aus Konstantinopel eine kostbare Fracht an diesen Strand. Damals war Amalfi noch eine berühmte See- und Handelsstadt. Jetzt sind die Geschäfte, die derzeit blühten, längst eingegangen. Es besteht kein Austausch, keine Verbindung mehr mit anderen Häfen. Aus der bedeutenden Hafenstadt ist ein kleines Fischerstädtchen geworden, und doch hat sich Amalfi einen Schatz aus seiner großen Glanzzeit bewahrt. Jene Wunderfracht aus Konstantinopel ist hier geblieben, noch genau so erhalten, als Tage der Ueberlieferung. Es ist der Leichnam des heiligen Andreas, des allerersten Jesusjüngers, den ein besonderes Schicksal einst an dieses Ufer brachte. Der fromme Fraichtschein existiert noch, er liegt in der Kathedrale die den Namen des hier Gelandeten trägt.

Die Andreaskirche, inmitten der schlichten weißen Häuser, auf einem mäßig großen Platz, wirkt, wenn man sie unerwartet zum ersten Mal erblickt, wie ein Wunder, wie ein Traum aus dem Orient. Leuchtend, jubelnd-bunt, dicht mit Mosaiken besetzt ist der Wandelgang vor dem Kircheneingang. Die alte Kuppel des Turmes schimmert manchmal in allen Farben, wie eine seltsame, große Blume am abendlichen Silberhimmel. Wie herrlich ist es doch, wenn ein so armes Städtchen soviel Schönheit aufzuweisen hat und jeder darf diese Schönheit sein nennen. Selbst der ärmste Fischer, dem die baufällige Hütte nicht gehört, der kostbare hohe Dom, das Haus seines Vaters ist sein Eigentum, er darf täglich hier ein- und ausgehen.

Eine prächtige Freitreppe führt zur Kirche hinan. Ueber dem Hauptportal steht groß, in blau und gold, die heilige Jungfrau. So plastisch, so ungemein anschaulich und lebendig steht sie da. Man meint, sie wolle hinabsteigen zu den Menschen, um denen, die am Fuße der Treppe stehen, entgegenzukommen. So empfangsbereit steht sie da. Wer wollte sie nicht gern besuchen?

Heute ist Andreasfest. Man steigt zur Kirche hinan, zögernd, bei jeder Stufe Halt machend. Bei jeder Stufe wird ein Ave gesprochen oder ein Vaterunser. Ein Strom von Menschen steigt langsam die Stufen hinan. In der Kirche wird zunächst der heilige Andreas begrüßt, der Gast, der sich für alle Zeiten das Heimatrecht erworben hat. Sein Bild über dem Hochaltar ist gemalt wie das eines einheimischen Fischers. Ein verträumtes Gesicht, das vom Meere stammt und vom Meere spricht, still und weit. Mit Gesang und Wechselgebeten wird Andreas begrüßt.

Später steigt das Volk in die Krypta hinab. Hier steht das eherne Monument des Heiligen, das Michelangelo geschaffen hat. Diese dunkelgoldene, überlebensgroße Statue trägt den steinernen, geheimnisvollen Ausdruck der Zeitlosigkeit. Von sieben Säulen aus dem vergangenen Pästum ist die Statue umgeben. Unsagbar köstlich in ihrer mystischen Feierlichkeitet mutet uns die Krypta an. Noch köstlicher aber sind die Menschen anzusehen, die hier betend vor dem heiligen Andreas knieen. In allen Sprachen hört man hier flüstern. Zum Fest haben sich auch viele Fremde eingefunden. Wie wundervoll ist es doch, daß der Heilige in allen Ländern bekannt ist. Er ist der einzige Menschentypus, der sich für ewige Zeiten restlos überall Freunde erwirbt. Der Heilige ist das Wunder, das Ausgewanderten immer wieder begegnet.

Sankt Andreas kam von weitem her an diesen Strand, und aus seinen Gebeinen, die hier der Auferstehung harren, quillt ein heilsames Oel, das man das Manna des Heiligen Andreas nennt. Als wäre dies der freundliche Tribut für die Aufenthaltsbewilligung, für die Verehrung, die man ihm zuteil werden läßt. Was das italienische Volk so liebenswürdig macht, ist seine Vertrautheit mit den letzten Dingen. Man nennt hier täglich, auch in den Geschäften und auf der Straße, so leichthin wie nebenbei den Namen des Apostels, als wäre man ihm in diesem Augenblick begegnet. Das Heilige ist ihnen nahe, ganz nahe. Die Naivität der Italiener, die starke Unmittelbarkeit ihres Glaubens muß jeden Beobachter entzücken. In Amalfi sagen sich die Leute: Andreas war einer von den unsrigen. Er war ein Fischer. Er warf seine Netze aus. Er hat mit Jesu Hilfe den großen Fischzug getan. Er hat viele Fische gefangen. Er wird auch uns helfen. Gewiß, er wurde der große Seelenfischer, aber einmal hat er doch auch wirklich und wahrhaftig, buchstäblich die Fischlein aus dem Meere geholt. Und darum ist er, wie auch der heilige Petrus, der Schutzpatron der Fischer, die ihm kindlich alle ihre Sorgen anvertrauen.

Am Festabend, wenn die Sonne untergegangen ist, wird der heilige Andreas in feierlicher Prozession durch die Stadt getragen, spazieren geführt, wie man hierzulande sagt. Man bindet ihm goldbronzene, flirrende Fischlein an den Arm, kleine Opfergaben. Die ältesten Fischer sind es, die den Heiligen durch Amalfi tragen dürfen. Jedes Haus wird ihm gewissermaßen gezeigt. Sieh, so wohnen wir. Sieh dir das, bitte, einmal an. In der Prozession sieht man Frauen, die barfüßig gehen und das Haar offen tragen, ein brennendes Licht in Händen. Das sind Menschen, die ein besonderes Anliegen haben, oder ein Gelübde erfüllen. Von den umliegenden Ortschaften, aus Atrani und Minori, hat man die dortigen Heiligen aus den Kirchen hierhergebracht. Dies nennt man „Besuch machen". Auf diese Art kommt ein buntes Volk von Heiligen zusammen. Das wandelt hier gemeinsam den Strand entlang. Jedes bunt bewimpelte Boot wird dem heiligen Andreas gezeigt, als müßte er alles, aber auch alles begutachten. Bedächtig wird er durch den ganzen Segelwald geleitet. Man hofft, daß durch seine Anwesenheit jedes Schifflein gesegnet wird. Der schöne, lange Strand ist dem Heiligen zu Gefallen mit Glühlichtern erleuchtet. Und blickt man den Berg hinan: an jedem Fenster sieht man Laternen in allen Farben, Fahnen und Blumengirlanden Mitten am Strand setzt man den Heiligen nieder, bildet einen Kreis um ihn, singt ihm neben den üblichen Kirchenliedern auch die schönsten napoletanischen Seemannsweisen vor, die alle so sehnsüchtig nach Meer klingen. Einsam, in einer offenen, grünen Laube sitzt der Heilige, wie ein König des Meeres, hört sich das Rauschen der Wellen und die Lieder seiner Kinder an. Die sind bei ihren Festen ziemlich still und einfältig, wie

schafft, soweit ihre Hilfsmittel es gestatten".

Es gibt schon ältere Formulierungen des „Rechts auf Arbeit". So enthielt das im Anschluß an die französische Revolution mit ihrem Naturrechtsgedanken entstandene preußische Landrecht vom 5. Februar 1794 folgenden Passus (§ 9, Abs. 2): „Denjenigen, welchen es nur an Mitteln oder Gelegenheit, ihren und der ihrigen Unterhalt selbst zu verdienen, ermangelt, sollen Arbeiten, die ihren Kräften und Fähigkeiten gemäß sind, angewiesen werden." Dabei dachte man jedoch lediglich an die Ueberweisung gewisser Gemeindehilfsarbeiten an Arme und nicht an die Errichtung öffentlicher Werke zur Beschäftigung von Arbeitslosen. Auf diesen Satz berief sich in einer Reichstagsrede vom Mai 1884 auch Bismarck. Dies geschah aber in einer Zeit, als längst der Gedanke lebendig war, daß Arbeitslosenunterstützung und Arbeitslosenversicherung für den Unterhalt derjenigen in die Lücke springen müsse, denen weder von der privaten Wirtschaft noch durch den Staat Arbeit beschafft werden könne.

IV.

Auch bei uns in der Schweiz hat das „Recht auf Arbeit" seine Geschichte und seinen Begriffsinhalt, und gerade weil er bei uns so lebendig ist, sollten wir Frauen ihn nicht benützen, wenn wir nicht falsch verstanden werden wollen. Bekanntlich hat das Schweizervolk im Jahre 1893 eine Verfassungsinitiative ergriffen, die darauf hinzielte, der Bundesverfassung einen neuen Artikel beizufügen, der mit den Worten begann: „Das Recht auf ausreichende, lohnende Arbeit ist jedem Schweizerbürger gewährleistet." Man sieht, daß hier der Gedanke der 48er-Revolution in seiner ursprünglichen Form wieder voll auflebte. Im Anschluß daran verlangte der Verfassungsartikel die Schaffung sozialer Einrichtungen wie des Arbeitsnachweises und anderer mehr, die Ergänzungen des Rechts auf Arbeit sind. In einer Volksabstimmung vom 3. Juni 1894 wurde diese Initiative mit mehr als 300,000 Stimmen gegen rund 76,000 Annehmende verworfen.

Allen im Gedächtnis ist heute noch ein ähnliches Volksbegehren, die Kriseninitiative vom Jahre 1934, die, wenn auch nicht buchstäblich das „Recht auf Arbeit", so doch die „Sicherung einer ausreichenden Existenz für alle Schweizerbürger" zum Ziel hatte und deren Schicksal gerade durch dieses Passus, der das Recht auf „ausreichende, lohnende Arbeit" in anderer Form wieder aufleben ließ, besiegelt worden ist. Wir sind überzeugt, daß diese Initiative vom Volke trotz vieler Bedenken inbezug auf ihren übrigen Inhalt angenommen worden wäre, wenn nicht dieser für die Staatsfinanzen verheerende und im Rahmen einer krisenerschütterten Wirtschaft unerfüllbare Satz den Text eingeleitet und dem Bund Verpflichtungen auferlegt hätte, die er nie, selbst bei der Konfiskation aller privaten Mittel, auf die Dauer hätte erfüllen können.

V.

Es ist ganz klar, daß die in Zürich versammelten Frauen nicht das „Recht auf Arbeit" in diesem Sinne und mit seinem klassischen Begriffsinhalt verlangen wollten. Es wäre ja von vorneherein unbegreiflich, wollten wir eine solche Garantie entlohnter Arbeit ausschließlich nur für uns fordern, während sie den Männern nicht gewährt wird oder nicht gewährt werden kann.

Daher: Warnung vor der Verwendung des Wortes „Recht auf Arbeit"! Die einen, die von dieser Forderung hören, würden lächeln und die Ignoranz der Frauen bemitleiden, die nicht wissen, was „Recht auf Arbeit" eigentlich heißt. Die andern, weniger Beschlagenen, würden antworten: „Ihr habt es ja, dieses Recht, übt es nur aus, kocht tapfer für Familien, putzt eure Wohnungen und Treppen, flickt Strümpfe und Kleider, spielt Klavier. Das alles ist Arbeit, die wir gerne sehen." Wir sind überzeugt, daß den Votantinnen, die sich so eifrig für das „Recht auf Arbeit" einsetzten, nicht um solche Antworten zu tun war, sondern daß sie den freien Zutritt zu allen Berufen und die freie Berufsausübung zu gleichen Bedingungen wie der Mann fordern wollten. S.

Nachwort der Red.: Die sehr interessante Entwicklungsgeschichte des Begriffes „Recht auf Arbeit" ist uns äußerst wertvoll. Wir sind der Autorin dafür herzlich dankbar. Sicher ist, daß wir alle, die wir die Gedankengänge der Frauenbewegung kennen und den Begriff „Recht auf Arbeit" anwenden, ihn stets wortwörtlich so aufgefaßt haben, wie er im letzten Satze des obenstehenden Artikels formuliert ist. Gerade aus dieser Haltung heraus haben wir ja in unserem Blatte alle Meldungen, welche sich mit dem Kampf um „freien Zutritt und freie Berufsausübung in allen Berufen zu gleichen Bedingungen wie der Mann" befassen, jeweilen unter der ständigen Rubrik „Recht auf Arbeit" gebracht. Soll das nun nicht mehr geschehen? Wer will sich dazu äußern? Es ist gewiß gut und nötig — und dafür sei der Verfasserin nochmals Dank gesagt — daß die begonnene Diskussion auch an diesem Platze durchgeführt und beendigt und damit die Meinungen weiter abgeklärt werden.

Zur Schulreform in Deutschland

Nachteile für die Mädchen.

Die seit Jahren in Vorbereitung gewesene Neuordnung des obern Schulwesens in Deutschland, die für das ganze Reich gleiche Bestimmungen bringt, ist nun beendigt und tritt mit Ostern 1937 in Kraft. Eine Kürzung der Schulzeit auf 12 Jahre bis zum Maturitätsabschluß wurde eingeführt, wohl in erster Linie in Berücksichtigung der Tatsache, daß der halbjährige Arbeitsdienst und der zweijährige Militärdienst die männliche Jugend stark beansprucht und daß damit der Abschluß beruflicher Ausbildung und die Möglichkeit zur Heirat allzu weit hinausgeschoben werden. Also mehr Militärdrill, weniger Schulbildung. Für die Mädchen wird der halbjährige Arbeitsdienst als Obligatorium angestrebt, für Studentinnen ist das Obligatorium schon gültig.

Die neue Oberschule beginnt in der Sexta mit Englisch als erste Fremdsprache. Latein wird überall als zweite Fremdsprache zum Pflichtfach. In den oberen Klassen erst (Oberstufe) kommt die Spaltung in sprachliche oder naturwissenschaftliche Abteilungen. Französisch tritt, im Gegensatz zur bisherigen Gepflogenheit, völlig in den Hintergrund. Die Bevorzugung der technisch-naturwissenschaftlichen Bildung auf Kosten der humanistischen ist stark spürbar.

Für die

Mädchenschulen

sind besondere Vorschriften erlassen worden. Die Gymnasialklassen werden umgewandelt. Für die hauswirtschaftliche Form gelten besondere Bestimmungen. Für die Mädchen, so lesen wir in der Zeitschrift „Die Frau" (Berlin, April 1937) ergibt sich folgendes:

„1. Die als „Nebenform" für die Knaben noch zugelassene humanistische Bildung des Gymnasiums und Realgymnasiums hört als Typus einer Mädchenschule auf.

2. Für die Mädchen kommen drei Schultypen in Frage:

Die Aufbauschule und zwei Typen der Oberschule. Es ist nicht deutlich erkennbar, ob die Aufbauschule der Mädchen der der Knaben entsprechen soll, aber anzunehmen, da für sie nichts besonderes gesagt ist.

3. Die Mädchen werden in ihren normalen Bildungsanstalten keine Gelegenheit mehr haben, Latein und Griechisch zu lernen. Die einzige künftige Möglichkeit dazu bietet — vielleicht — die Aufbauschule. Wie weit die Mädchen künftig noch zu den Knabenschulen zugelassen werden, ist nicht gesagt. Hier läge unter Umständen der einzige Zugang zu den klassischen Sprachen für sie.

4. Die zugelassenen Typen der Oberschulen für Mädchen können als vollwertige Vorbildung für Hochschulstudien nur in sehr begrenztem Sinne gelten. Von der Bedeutung des Latein, das ihnen fehlt, sagt ein amtliches Communiqué, indem es für die Knaben den Vorzug des Latein vor dem Französischen begründet, „es sei auch heute noch unentbehrlich für das tiefere Verständnis unserer geschichtlichen Entwicklung und vor allem für gewisse Studien." (von uns gesperrt. Red.)

5. Die Reform geht also zu einer erneuten scharfen Trennung der Bildungstypen von Knaben und Mädchen über, die sich als Voraussetzung des Hochschulstudiums sehr nachdrücklich auswirken wird."

Dieses ist die Wirklichkeit. Und es nützt wenig, wenn dem gegenüber die Reichsreferentin des „Bund deutscher Mädel" sich im „Pressedienst der Reichsjugendführung" u. a. äußert, daß die Führung des B. D. M. den Arbeitsbereich der Frau keineswegs allein in den berühmten vier K's, Kinder, Kleider, Küche, Keller (früher hieß es Kirche, statt Keller. Red.) sehe. Und wenn daselbst weiter gesagt wird, die Aerztin werde in Zukunft viel größere Aufgaben erhalten, im Rahmen des B. D. M. und des weiblichen Arbeitsdienstes sei die Einstellung vollamtlicher Aerztinnen dringend nötig, so mag sie vorläufig noch Aerztinnen finden, die bisher ausgebildet wurden. Wie aber, wenn sich das neue Schulsystem eingeführt haben wird?

Frau Bürkner, die oben zitierte Reichsreferentin, fordert ferner auch, daß vor allem sich viel mehr Mädchen als bisher auf eine Lehrerinnentätigkeit an höheren Schulen vorbereiten müßten. Eine Furcht vor der Universität entspreche durchaus nicht dem Wollen des BDM. Gesund empfindende, sportlich ausgerichtete Mädchen mit entsprechender Begabung und starkem Interesse für einen höheren Beruf müßten auf die Hochschule.

Nun, wir können nur hoffen, daß es den deutschen Frauen gelingen möge, trotz der jetzt so nachteiligen Neuordnung den Mädchen den Zugang zur Universität erneut frei zu machen. Nicht einem Studium der Allzuvielen sprechen wir das Wort, aber es erfüllt uns die Sorge, daß die Tendenz, die Frau vom Studium fernzuhalten, ja weithin auszuschließen, die oben erwähnte Mitarbeit der Frau in genügendem Maße nicht mehr möglich macht.

Eine Nonne als Missionsärztin

Vor etlichen Wochen haben wir eine Schilderung wissenschaftlichen Arbeitens in Südafrika durch eine Basler Pflanzenphysiologin an dieser Stelle gelesen. Von ärztlicher Arbeit in Ostafrika berichtete, ebenfalls in Basel, Dr. med. Thekla Stinnesbek. E. A. berichtet darüber in der „Nationalzeitung":

„Ein eigenartiger Eindruck! Am Rednerpult stand eine anmutige Nonne in Benediktinertracht, die mit der vollendeten Sachlichkeit der durchgebildeten, in langjähriger Praxis zu großer Erfahrung gereiften Tropenärztin von ihren Negern, deren Leiden und ihrer Bekämpfung erzählte.

Der Ort ihrer Arbeit sind die ehemals deutschen Kolonien am Tanganjika in Ostafrika. Neben der trefflich angelegten Hauptstadt Dar-es-Salam ist das Hinterland — fast ganz den Negern überlassen — der ärztlichen Hilfe sehr bedürftig, denn all die mannigfachen, durch Insekten übertragenen Tropenkrankheiten fordern hier in der Regenzeit ihre Opfer bis zur Höhe von 1400 Meter; weiter hinauf kommen die Krankheitsträger nicht.

8 Millionen Bantuneger bewohnen dies Land, früher kriegerische Nomaden, jetzt seßhafter geworden. Sie sind heiter, anspruchslos, führen ein gutes Familienleben ohne Kindereinsetzung und Frauenmißhandlung. Was sie quält, ist der Aberglaube, die Angst vor Zauberei. Ihre Heilkünstler halten ihr Wissen geheim: sie kennen etliche brauchbare medizinische Mittel, verstehen sich auf Massage, sind aber chirurgisch völlig unfähig. Die Krankenpflege ist rührend liebevoll, aber ohne jedes Verständnis. Der Missionsarzt muß sich damit abfinden, daß die ganze Sippe bei der Behandlung dreinredet — wobei die Frauen in ihrem Mitsprechen gegen das Fremde oft am schwierigsten zu nehmen sind.

Das Spital der Benediktinermission ist groß an Zahl der Patienten, aber klein an Platz. Neben 6 Schwestern hessen der Aerztin 18 Eingeborene, die — in 4 Jahren Unterricht vorgebildet — sehr schätzbare Hilfskräfte werden und sich vor allem auf Belehrung und Ermutigung ihrer Volksgenossen verstehen.

Eingehend sprach nun Schwester Thekla Stinnesbeck über die Krankheiten und ihre Behandlung. Die europäischen Hauptleiden sind relativ selten, dafür spielen Infektionsfieber, Wurmkrankheiten, Geschwüre und Entzündungen eine große Rolle. Da ist die Malaria, die durch Chinin und gute Ersatzpräparate behandelt wird — am besten prophylaktisch —, Rückfallfieber und Schlafkrankheit, Epidemien (Pocken), die Himbeerkrankheit. Viel wird mit Injektionen gearbeitet, die bei den Negern sehr beliebt sind, und vor allem der Aussatz, der in seiner Ansteckungsgefahr schon längst erkannt ist. Die Neger kennen primitive Absperrungsmaßnahmen, trennen aber nicht Mutter und Kind, und so wird die Krankheit weiter übertragen. Das Spital besitzt ein eigentliches Aussätzigendorf, das den dort Lebenden Pflege, Arbeit und somit ein recht erträgliches Leben sichert, wenn auch die Erwachsenen selten zu heilen sind. Die besten Erfolge erzielt man bei Kindern: 80 Prozent Dauererfolge sind hier konstatiert.

Mit der herzlichen Bitte um finanzielle Unterstützung des Werkes, das durch Erweisen von Nächstenliebe die Seelen dem Christentum zuführt, schloß Schwester Thekla ihren fesselnden Vortrag."

Aufbauarbeit der jüdischen Frauen in Palästina

Von Dr. Florence Guggenheim-Grünberg

I.

Die allgemeinen Grundlagen.

Das jüdische Siedlungswerk im Heiligen Lande ist in den letzten Jahren, speziell im Zusammenhang mit der Diskriminierung der Juden in Deutschland, mehr und mehr auch ins Blickfeld der nichtjüdischen Kreise Westeuropas gerückt worden: Ist doch Palästina heute sozusagen das einzige Land, in welchem die aus Deutschland vertriebenen Juden als willkommene Einwanderer Aufnahme finden können. Nur zu leicht ist man deshalb geneigt, zu übersehen, daß die 500,000 deutschen Juden nur einen Bruchteil der 16 Millionen Juden in der ganzen Welt ausmachen und daß auch für den Großteil der 3 Millionen Juden im neugegründeten polnisch-nationalen Ständestaat und für die 1,1 Millionen rumänischer Juden (von den 3½ Millionen Juden in Sowjetrußland ganz zu schweigen) die Auswanderung auf die Dauer die einzige Möglichkeit einer Weiterexistenz bedeutet. — Es sei mir gestattet, ganz kurz die Grundlagen der jüdischen Kolonisation in Palästina darzustellen.

Für und durch die jüdischen Massen in Osteuropa wurde das Siedlungswerk ursprünglich unternommen, als Reaktion auf die Judenverfolgungen und die Rechtlosigkeit im zaristischen Rußland und in Rumänien in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts, und jede neue Pogromwelle erhärtete die Notwendigkeit dieser Selbsthilfe, der „zionistischen Bewegung". Der 1. Zionistenkongreß stellte 1897 in Basel das Programm auf: „Der Zionismus erstrebt für das jüdische Volk die Schaffung einer öffent-

---

Fischer es eben sind. Manchmal geraten sie, was die Programmfolge anbelangt, in eine kleine Verlegenheit. Ob wir jetzt die Glocken läuten lassen? Es kann vielleicht nicht schaden. Versuchen wir es mit einem Mandolinenkonzert? Einige junge Leute sind hierzu sofort bereit. Sie treten ein wenig in den Kreis, dem Heiligen nicht allzunahe, aber doch so, daß er die zierlichen Klänge vernehmen kann. Man hat durchaus die Illusion, als säße der fremdartige, gefeierte Gast lebendig da und ließe dieses Fest freundlich über sich ergehen. Ich glaube, es würde mich nicht wundern, wenn der Heilige sich von seinem Sitz erheben, sich dem Volke zuwenden würde: „Kinder, das habt Ihr ganz reizend gemacht. Ich freue mich sehr, in Eurer Mitte zu weilen, und ich sage Euch meinen allerherzlichsten Dank für die große Freude, die Ihr mir bereitet habt. Selbstverständlich werde ich dafür sorgen, daß es Euch immer gut geht. Ihr dürft meiner Fürbitte beim lieben Gott gewiß sein. Und er ist es, der Eure Gebete erhören wird. Nicht ich, ich bin es ja nicht. Er ist es, der die Güte, der die Liebe selber ist...."

Wenn die Envidarufe verklungen sind, wird der Heilige dicht ans Meer getragen bis an die weißen Wogen, die wie im Spiel das stille Gesicht überfluten. In diesem Augenblicken hört man keinen Laut. Und dann wird dem himmlischen Fischer einige Minuten lang das offene Meer gezeigt. Betrachte dir das Element, das dein war und das dir gehören wird. Wirf aus das Netz der Gottesliebe. Der Mond wirft seine Strahlenkränze herab, baut eine goldene Brücke, eine Lichtbrücke wie hingezaubert über das Wellenfeld, über das wohl der gläubige Petrus einst ging. Sein Bruder, Sankt Andreas, wird von einem milden Schein überflutet. Sein Gesicht leuchtet, leise und glücklich. Während der Heilige noch einmal das Wasser berührt, fällt eine Sternschnuppe durch die Unendlichkeit des Weltenraumes, feierlich lautlos, gleich einer seligen Antwort aus der Höhe..

Emmy Hennings.

Aurelia oder der Zauber des Primitiven

Der Milchmann hatte sie als ein tugendsames Mädchen gepriesen, „una brava ragazza", und obgleich der Zitronenhändler ein ähnlich lockendes Angebot machte, zogen wir Aurelia vor. Die Autobusfahrt von ihrem Heimatort im Arnotal nach Florenz war mit wenigen Lireн zu bestreiten, während das Dorf den andern tief im unwegsamen Appenin stand.

Wir warteten den ganzen Dienstag auf ihr Eintreffen, leider vergebens Wir warfen Pasta ins kochende Salzwasser und übten uns in Geduld und im Makkaroniessen. Mittwoch, bald nach dem Bäckerjungen, meldete sich Aurelia, unsere neue Hausgehilfin, zur Stelle.

Sie stand vor dem Portal und lächelte uns zu Ihre Seidenbluse, vom giftigsten Grün, leuchtete wie eine grelle Signallampe durch den morgenvernebelten Garten. Sie schwang einen kleinen Pappkarton in der Hand und erzählte in kindlichem Plauderton, daß es unheilbringend sei, am Dienstag einen neuen Dienst anzutreten, dagegen sei der Mittwoch einwandfrei. Wie sollten wir sie darum schelten, dieses Mädchen Aurelia, die jetzt ihren winzigen, pfauenfedergeschmückten Hut vom Kopf nahm und unter einem Kranz von Locken ein helles Gesicht zeigte

Dann führten wir Aurelia durch das Haus, sie war noch nie bei Stranieri-Fremden gewesen, vieles belustigte sie augenscheinlich, aber sie äußerte sich nicht Den Gasherd sah sie mit Mißtrauen an, auf die Feuerstelle für Holzkohlen stürzte sie sich wie auf einen wiedergefundenen Freund. Ohne viel Umstände begann sie ihren Dienst.

In der grünen Bluse! Sie besaß diese eine und keine andere und wenn dieselbe am Abend von Fett und Wohlgerüchen troff, wurde sie von ihrer Inhaberin am Marmortrog im Hof gewaschen, zwischen die Baumstämme gehängt und in der frühen Dämmerung, vor der nie versäumten Morgenmesse geplättet Einmal sah ich eine Nymphe durch die Oliven huschen, das war Aurelia, die sich ihre neu erblühte Bluse im Garten pflückte.

Geheimnis über Geheimnis um Aurelia! Die beiden vor Frische glänzenden Handtücher, die ihr von der Hausherrin in ihr Zimmer gestiftet waren, hatten auch nach einer Woche nichts von ihrer Unberührtheit eingebüßt. Jungfräulich hingen sie am Ständer, aber auch der besorgte Blick der Hausfrau hing an ihnen. Sollte Aurelia das Wasser scheuen, sie, ein Kind des Arnouefers?

Diplomatische Anfrage, unschuldiger Augenaufschlag der Verdächtigten: Warum soll man mühselig Wasser in einer Kanne herbeischleppen und glanzgebügelte Handtücher beschmutzen? Man hält am Morgen den Kopf unter den Wasserhahn in der Küche, man trocknet sich an einem der vielen Geschirrtücher, die dort in bunter Reihe hängen....

Aufmerksam aber verständnislos hörte Aurelia die nun folgenden Vorlesungen über Körperhygiene, sie hatten lediglich die unerwartete Wirkung, daß das Naturkind sich jetzt täglich auch noch das Lockenbaar in der Küche wusch!

Dabei hatte sie sich wohl einen fieberhaften Schnupfen geholt. Rot von Fieber und bis zu den Ohren zugedeckt, lag sie eines Morgens im Bett und bat uns flehentlich um eine Purga. Alle Krankheiten im Arnotal wurden damit geheilt, wir mußten ihr willfahren. Als das Fieber denoch nicht fiel, riefen wir einen Arzt.

Leiser stand er vor verschlossener Tür. Kein Bitten, Schmeicheln, Drohen konnte Aurelia dazu bringen, den Riegel zurückzuschieben. Man hörte sie stoßweise schluchzen, der Arzt verordnete durch Schlüsselloch Kamillendämpfe und ein Salicylpräparat.

Nachher Beichte bei der Signora: „Wie kann ich denn einen Arzt zu mir lassen, ich habe ja kein Nachthemd!"

Wirklich lag sie im schwarzseidenen Trikotunterrock unter der Decke. Von Rührung gepackt, lief die Hausfrau an ihren Schrank und holte eines jener soliden, langärmeligen Nachthemden herbei, das noch unangetastet aus ihrem Aussteuerschatz dort lag. Neben den stickereibesetzten Beinkleidern, von denen nachher die Rede sein soll.

Aurelia wurde vor Freude fast augenblicklich gesund. Sie strahlte über das ganze Gesicht, und wir schämten uns über die Gedankenlosigkeit, mit der wir täglich eine so hohe Errungenschaft der Zivilisation, wie sie ein Nachthemd darstellt, hinnahmen.

Aurelia, das Hirtenkind, aber kam auch nach ihrer Wiedergenesung sehr unausgeruht aus ihrer Kammer: „O Signora, das Nachthemd ist viel zu schön, um darin zu schlafen. Immer wieder setze ich mich auf den Bettrand, um mich im Spiegel zu betrachten..."

Zur Schonung der grünen Bluse kauften wir zwei hübsch gestreifte Waschkleider und eines aus schwarzem Satin für feierliche Gelegenheiten. Aurelia probierte sie alle nach der Reihe und schwebte im siebten Himmel. Hatte sie nicht im Kino ihr Ebenbild gesehen, eine reizende Zofe, die allerdings noch ein weißgestärktes Häubchen trug!

„O solch ein Häubchen, Signora, wenn ich mir dies nähen dürfte!" Konnte die Herrin diesen bittenden Augen widerstehen, mußte sie ihre Abneigung gegen Häubchen nicht überwinden, um dieses große Kind einer neuen Seligkeit zuzuführen?

Nicht umsonst war das Auge der Hausfrau vor

lich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina." Aber erst 20 Jahre später brachte die Balfour-Deklaration und die Anerkennung derselben als Grundlage für das britische Völkerbundsmandat über Palästina die politische Möglichkeit zur Verwirklichung dieses „Basler Programmes": Die Mandatarmacht England hat die Verpflichtung übernommen, „die größten Anstrengungen zu machen, um die Erreichung dieses Zieles (die Schaffung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina) zu erleichtern", ohne Beeinträchtigung der bürgerlichen und religiösen Rechte bestehender nichtjüdischer Gemeinschaften in Palästina oder der Rechte der Juden in irgend einem anderen Lande. —

Was fanden die einwandernden Juden in Palästina vor? Sie fanden ein Land, das durch die Jahrhunderte lange Mißwirtschaft der Türken vollkommen verwahrlost und als Kriegsschauplatz im Weltkrieg noch vollends zugrundegerichtet worden war. Weite Strecken waren mit Sümpfen bedeckt, den Brutstätten der Malariaerreger. Andere Gebiete wiederum waren und sind heute noch Stein- oder Sandwüste, da infolge der vollständigen Abholzung der Hügel und Berge das Land unter großer Wassernot leidet. Dazu kommt ein Klima, das mit seiner subtropischen Hitze dem Europäer keine leichten Arbeitsbedingungen bietet. Außerdem ein Land, das sozusagen aller Kulturelemente entbehrte: Es gab keine Straßen, keine Wasserleitungen, keine Elektrizität. Die Mandatarmacht beschränkte sich in den ersten Jahren darauf, wenigstens einigermaßen für Ruh- und Ordnung im Lande zu sorgen und aus militärischen Gründen einige Hauptchausseen zu erbauen. Alle Einrichtungen und Subventionen, die bei uns in Europa ganz selbstverständlicherweise durch die öffentliche Hand ausgeführt werden, mußte die Zionistische Organisation, die 1929 zur „Jewish Agency" erweitert wurde, selber in die Hand nehmen. Zur Erwerbung von Boden für die Ansiedelung dient ein spezieller

Bodenfonds,

der „Nationalfonds", der durch freiwillige Spenden von Juden aller Länder geäufnet wird. Der Boden ist fast ausschließlich im Besitze von arabischen Großgrundbesitzern, die den Juden um teures Geld schlechtes Oedland oder Sumpf verkaufen. Es ist eine Großtat der jüdischen Pioniere, daß sie in jahrelanger harter Arbeit, unter großen materiellen und gesundheitlichen Opfern, diesen vorher unbewohnten Boden zu fruchtbaren, blühenden Landstrichen verwandelt haben. Mit Hilfe des Bodenfonds werden die Sümpfe trockengelegt und drainiert, durch kostspielige Tiefenbohrungen wird aus den wasserführenden Erdschichten das kostbare Naß für großzügige Bewässerungsanlagen gewonnen, Hügel und Berge werden durch Baumpflanzungen aufgeforstet. Der Boden des Nationalfonds wird in Erbpacht abgegeben an Siedler, die sich verpflichten müssen, das Land nur durch Eigenarbeit zu bestellen. Die Siedler erhalten durch den

Aufbaufonds

Anleihen für Häuserbau, für die notwendigen landwirtschaftlichen Geräte und das lebende Inventar. Der Aufbaufonds sorgt für die wirtschaftlichen und kulturellen Erfordernisse des jüdischen Siedlungswerkes: Mit seiner Hilfe werden Straßen gebaut, Elektrizitätswerke errichtet, Industrien begründet. Für das jüdische Erziehungswesen, vom Kindergarten bis zum Technikum und der Realschule und mit Einschluß der hebräischen Universität in Jerusalem, hat der Aufbaufonds über eine Million Pfund aufgewendet; im Ganzen hat er in den ersten 12 Jahren seines Bestehens über 5 Mill. Pfund gesammelt und in Palästina investiert. Erst in den letzten Jahren, seitdem die palästinensische Regierung durch die starke jüdische Einwanderung, die auch großen Kapitalzufluß ins Land brachte, eine gewaltige Steigerung ihrer Steuereinnahmen und damit einen beträchtlichen Budget-Ueberschuß (bis 1936 5 Mill. Pfund) zu verzeichnen hat, hat sie auch Investitionen im Lande vorgenommen (Hafenbau von Haifa, Wasserleitung von Jerusalem, Straßenbauten) und gewährt auch Subventionen für das jüdische Gesundheits- und Erziehungswesen.

Palästina ist ein sehr kleines Land: Ohne Transjordanien, das eigentlich dazu gehörte, aber aus politischen Gründen als arabisches Emirat abgetrennt wurde, ist es etwas mehr als halb so groß wie die Schweiz. Nach sorgfältigen Berechnungen kann durch Bewässerung jetzt noch brachliegender Böden die Existenzgrundlage für noch etwa [illegible] Million Neueinwanderer geschaffen werden. Im Januar 1937 betrug die Zahl der Juden rund 400,000 gegenüber rund 900,000 Arabern. In den letzten drei Jahren sind über 120,000 Juden ins Land gekommen, darunter 38,000 aus Deutschland. Aber auch Zehntausende von Arabern sind, ohne Kontrolle der Regierung, aus den arabischen Nachbarländern, besonders aus dem völlig verarmten und vernachlässigten französischen Mandatsgebiet Syrien und aus Transjordanien, in das wirtschaftlich aufblühende Land eingewandert, angelockt von den guten Arbeitsmöglichkeiten und dem unvergleichlich höheren Lebensstandard der palästinensischen Araber, den diese der jüdischen Einwanderung verdanken. — Nur 5 Prozent des Bodens befindet sich in jüdischem Besitz. Von der Landwirtschaft leben 20 Prozent der Juden, 24 Prozent sind in der Industrie, 13 im Bauhandwerk, 6 im Transportwesen und 30 Prozent im Handel tätig. Für die jüdische

Einwanderung

ist eine Bewilligung der Palästina-Regierung (Certifikat) erforderlich. Jedes Jahr wird eine beschränkte Anzahl Certifikate ausgegeben. Die Bewerber für Arbeitercertifikate müssen sich über eine gute Ausbildung in Landwirtschaft oder in einem für Palästina erwünschten Handwerk sowie über gute Kenntnisse des Hebräischen und gute Gesundheit ausweisen und dürfen nicht über 35 Jahre alt sein. Der Andrang zu den Arbeitercertifikaten ist besonders in Polen, wo der überwiegende Teil der jüdischen Bevölkerung als reinstes Proletariat lebt, außerordentlich groß; man schätzt, daß dort jedes Jahr 20 mal mehr ausgebildete Anwärter da sind als die Palästina-Regierung an Certifikaten bewilligt. Für Kapitalisten mit einem Kapital von mindestens 1000 Pfund ist die Einwanderung unbeschränkt. Durch die kapitalkräftige Mittelstands-Einwanderung der letzten Jahre hat sich vor allem die Industrie stark entwickelt; die rein jüdische Stadt Tel Aviv (1909 auf einer Sanddüne gegründet) mit über 120,000 Einwohnern, sowie Haifa sind Zentren für Handel und Export (Orangen, Grapefruits) geworden.

(Schluß folgt.)

Zwei Helfer erzählen aus Spanien

Von hilfreicher Arbeit in Spanien zurückgekehrt, schilderten Frau Dr. med. Small von der Internationalen Kinderhilfe, und Herr Olgiati vom Schweizer. Zivildienst die durch den Bürgerkrieg entstandene traurige Lage der Bevölkerung in vielen Gebieten Spaniens.* Sie berichteten auch von den von Spaniern auf beiden Seiten gut organisierten Hilfswerken und zeigten uns, von welcher Bedeutung die Hilfe vom Ausland ist.

Zur Zeit des Kriegsausbruches befanden sich

mehrere tausend Kinder

aus den größern Städten in Ferienkolonien auf dem Lande. Ein paar hundert Kinder konnten, dank der Internationalen Kinderhilfe, aus den baskischen Provinzen nach dem regierungstreuen Spanien zurückgebracht werden.** Dagegen war es unmöglich, Ferienkolonien, die sich auf der Gegenseite gehörendem Gebiete, befanden, zu ihren Angehörigen zurückzubringen. Der Krieg ist ein ideologischer Krieg und jede Partei hofft, die Kinder durch entsprechende Erziehung für sich gewinnen zu können.

Die Kinder werden ausgezeichnet betreut. Frau Dr. Small hat auf beiden Seiten beobachten können, daß der Spanier keine Unterschiede kennt zwischen den Kindern seiner und der Gegenpartei. Sie konnte viele der Kolonien besuchen und nachher den Eltern im andern Lager Nachrichten oder gar von den Kindern verfaßte Briefchen überbringen.

Der Krieg hat schon viele Kinder zu Waisen gemacht. Eine oberflächliche Statistik auf der nationalistischen Seite, wo 45,000 Kinder von verschiedenen Organisationen täglich verpflegt werden, spricht von 30,000 Kriegswaisen. Aber „Kinder auf der Straße" findet man trotzdem in Spanien nicht. Wenn ein obdachloses Kind nicht von einer Organisation aufgenommen werden kann, findet es bei Privaten Pflege. Es soll in keinem andern Lande eine solche Liebe zum Kind beobachtet werden können. Die Hilfe vom Ausland wird als eine Sympathiekundgebung für die Kinder aufgefaßt und darum mit Freuden begrüßt. So ist auch nicht zu befürchten, daß Kraftwagen, die zur Evakuierung von Kindern aus bedrohten Gebieten bestimmt sind, zu militärischen Zwecken mißbraucht würden. Wenn das Stichwort „Hilfe für das Kind" fällt, finden die ausländischen Helfer volles Verständnis für den Willen, in jeder Beziehung völlige Neutralität zu wahren, was bis heute der Internationalen Kinderhilfe und dem Zivildienst ausnahmslos gelungen ist.

Heute rechnet man in Spanien mit über zwei Millionen Menschen, die ihr Heim verlassen mußten. Viele derselben wurden durch die Kämpfe nicht ein-, sondern drei- bis viermal zur Flucht gezwungen. Daher besitzen viele von der wenigen Habe, die sie ursprünglich mitnehmen konnten, gar nichts mehr. Katalonien hat etwa eine halbe Million Flüchtlinge aufgenommen. Trotz ihrem Unabhängigkeitswillen, der sie in politischen Gegensatz zu diesen stellt, sorgen die Katalonier ausgezeichnet für ihre Brüder. Dagegen verschlimmert sich die Notlage der untern Schichten der katalonischen Bevölkerung durch den Krieg immer mehr, da die zur Verfügung stehenden Kräfte und Mittel in erster Linie den täglich anwachsenden Flüchtlingsscharen zugute kommen. In den „sichern" Gebieten zeigen die Leute vielerorts eine rührende Hilfsbereitschaft. Ein Dorf von 2000 Einwohnern hat beispielsweise 2500 Flüchtlinge aufgenommen. In gewissen Ortschaften treten freilich allmählich gewisse Ermüdungserscheinungen auf, die man gut verstehen kann, wenn man sich in die Lage der ansässigen Bevölkerung versetzt. Im allgemeinen hängt die Einstellung der Dorfbewohner sehr stark davon ab, wer dem Flüchtlingskomitee vorsteht.

Ungemein traurig ist die Lage in Madrid. Das Leben in der Stadt ist nicht erstorben, doch hat die früher in der Stadt herrschende Fröhlichkeit einer ausharrenden Ruhe Platz gemacht. Vor den Lebensmittelläden stehen die Mütter, die in vielen Fällen für große Familien allein zu sorgen haben, oft stundenlang „Schlange", um häufig doch wieder mit leeren Körben heimgehen zu müssen. Zum Kochen fehlt es am nötigen Heizmaterial. Vor den Häusern sieht man Frauen und Kinder Holz spalten; es handelt sich meistens um Balken zusammengestürzter Häuser oder Zweige beschnittener Bäume, die sie in einer Allee erhaschen konnten. Das Kinderspital ist voll belegt mit durch Geschosse verwundeten Kindern!

Viele Leute sind schwer dazu zu bewegen, ihr Haus zu verlassen. Lieber wollen sie daheim sterben, als irgendwohin gebracht zu werden, wo sie ihres Lebens doch nicht sicher sind. Darum haben die Behörden seit dem Beginn dieses Jahres die Zwangsevakuierung angeordnet. Leider fehlt es aber an den nötigen Transportmitteln, dieselbe rasch durchzuführen. Wohl sind bis heute ungefähr eine halbe Million Leute aus Madrid evakuiert worden, doch hat die Bevölkerung der Stadt zahlenmäßig kaum abgenommen, da zu Beginn des Krieges sehr viele Flüchtlinge in der Stadt Schutz gesucht hatten. —

Eine dringende Aufgabe:

Zwei besonders gut gebaute Autobusse sollten den Behörden zur Verfügung gestellt werden können, um den Abtransport der schwangern Frauen — durchschnittlich 40—50 pro Woche — sicher zu stellen.

Die Evakuation der Kinder wird von einer Frau geleitet, die seinerzeit im Institut Jean Jaqcues Rousseau studiert hat und die ihr zugewiesene Aufgabe prächtig löst. Es kann heute gesagt werden, daß durch die Evakuation kein Kind mehr verloren geht. Die Leute können auf der Zentralstelle melden, wohin sie die Kinder gerne evakuiert wissen möchten. Sobald die nötigen Autos zur Verfügung stehen, werden die Kinder abtransportiert, von Lehrern und Lehrerinnen begleitet. Nach einigen Tagen erfolgt die Rückmeldung, wo jedes einzelne untergebracht ist und die Eltern können sich dann nach dem Aufenthaltsort ihrer Kinder erkundigen.

Beide Referenten gewannen einen ausgezeichneten Eindruck vom Organisationswillen der Behörden und der Hingabe ihrer Helfer. Es müssen darum Spanien nicht Menschen — was eine Enttäuschung für viele Hilfsbereite sein wird — sondern Mittel zur Verfügung gestellt werden.

Im nationalistischen Spanien fehlt es nicht an Lebensmitteln, ausgenommen in den Dörfern nahe der Front, wo die Armeen der beiden Seiten oft durchmarschieren. Dort wird man versuchen müssen, die Verpflegung der Einwohner zu organisieren. Dagegen fehlt es im ganzen Gebiet an Industrieerzeugnissen, um die Verpflegung der Zivilisten richtig durchzuführen. So sollten, um nur ein Beispiel zu nennen, Saugflaschen zur Verfügung gestellt werden, um die Ernährung der Säuglinge zu sichern. Auf der Regierungsseite dagegen fehlt altes an Lebensmitteln, mit Ausnahme von Obst und frischem Gemüse. Da kann unsere

* An einem Vortragsabend der Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für Spanien-Kinder in Zürich.

** Einer Unterbringung dieser Kinder in Frankreich stimmten die Eltern nicht zu. Die spanischen Mütter wissen ihre Kinder nicht gerne in fremden Ländern, die ihnen wenig oder gar nicht bekannt sind und darum kann auch zurzeit nicht an die Aufnahme spanischer Kinder in Schweizerfamilien gedacht werden.

Schweizerischer Verband für Frauenstimmrecht

XXVI. Generalversammlung

8. und 9. Mai 1937 in St. Gallen
(Kleiner Tonhallesaal)

Tagesordnung:

8. Mai, 14.30 Uhr, Delegiertenversammlung: Jahresbericht, Rechnung, Anträge, Ferienkurs 1937, Diverses.

Teepause.

16.30 Uhr:

Hausfrau und Volkswirtschaft
Vortrag v. Hr. Dr. R. Just, Zürich, Mitglied der Eidg. Preiskontrollkommission.

20.15 Uhr: Feier des 25jährigen Bestehens der Sektion St. Gallen (im großen Tonhallesaal).

9. Mai, 7 und 8 Uhr Messe in der Kathedrale.
9 Uhr, Protestant. Gottesdienst in der St. Laurenzenkirche gehalten von Marianne Kappeler (Rüfliton-Zürich).

10.15 Uhr: Oeffentl. Versammlung,

Ehrung von Lucie Dutoit
(E. Gourd, Genf).

Existenzsorgen unserer Mütter
Vortrag von Dr. Marg. Gagg-Schwarz, Bern.

Nachklänge von der Internat. Konferenz in Zürich
Kurze Eindrücke: Frieda Graf, Basel.
Jugendkommission des Weltbundes: Elisabeth Sulzer, Aadorf.

12.30 Uhr: Gemeinsames Essen (Tonhalle) zu Fr. 3.30.

14 Uhr; Fahrt nach Vögelinseck.

Anmeldungen für Freiquartiere und Eßkarten bis 1. Mai an Frau Pfefferli, Speisergasse 11, St. Gallen.

einigen Tagen auf stickereibesetzte Unterbeinkleider gefallen, als sie im Wäschewind kramte. Man rühmte ihr einen besonders praktischen Sinn nach, der sich hier wiederum bewährte. Am Abend saß Aurelia bei der Kerze und nähte aus je einem Hosenbein ein Diadem für ihr Haupt.

Kritisch wurde diese Angelegenheit erst, als Aurelia bei einer Abendeinladung ein von ihr mit bemerkenswertem Talent bereitetes Fischgericht servierte. Kokett saß das Häubchen auf ihren Locken, und ihr Glück war so groß, daß sie andere daran teilnehmen lassen mußte. Stolz erzählte sie, als man ihre Kochkunst rühmte, den Freunden des Hausherrn, daß diese viel weniger Bewunderung verdiene als ihr letztes Nähkunststück, durch das sie ein Paar Unterhosen der Signora in dieses Häubchen verwandelt hatte...

G. J. L.

Neue Bücher

Walter Muschg: „Die Mystik in der Schweiz"

1200—1500

Verlag Huber & Co., Aktiengesellschaft, Frauenfeld und Leipzig.

Es ist in unserer Zeit ein großes Unterfangen, die Mystik nochmals zu Worte kommen zu lassen. Und so wie es in diesem Buche geschieht, ragt sie in unsere Gegenwart hinein, glimmt und glüht da und läßt ihre noch unabsehbaren Wirkungen auf diese unsere Tage aus. Und wie in Mathias Grünewalds großen Darstellungen, sieht man nochmals ihren regenbogenfarbigen Aureole, als sei das Ende aller Zeiten gekommen.

Ja, die Lesung dieses Buches mutet an, als hätte ein Mönch, weit, weit draußen, abgetrennt von den Seinigen und somit von außen, den Dom beschaut und sei dann mit Zirkel und Winkelmaß mutterseelenallein wie an einem Bergmassiv an ihm emporgekletert, um der Mitwelt noch ein letztes Mal die ewigen Gesetze zu verkünden. Denn der Sinn, in der Geist dieser erhabenen Welt zieht auch bereits im noch Erfaßbaren ohne Abschied von dannen und Gott allein weiß wohin. Von außen hat er das Werk geschaut und er hat es geschaut und wohl, da es nun durch ihn von da aus geschehen ist, wie mir scheinen will: nicht im Dienste und im Gehorsam der katholischen Kirche. Ja, eher noch ging der Verfasser wie ein großer und frommbeseelter Naturforscher zu Werke. Dieser kann die Grausamkeiten des Naturgeschehens nicht verschweigen und verheimlichen, ja er darf es nicht, denn sie sind da. Und sie sind so unerforschlich wie das versöhnende Gesetz, dem er sich verpflichtet weiß.

Im Vorwort schickt der Autor voraus, „der Titel setzt zwei im Grunde unvereinbare Begriffe in eine paradoxe Beziehung. Es kann keine eigentümlich schweizerische Mystik geben, da schon die Frage nach dem Wesen der deutschen Mystik in die noch schwierigere mündet, in wie fern von einer christlichen Mystik gesprochen werden könne. Der nationale Gesichtspunkt ist hier nicht anwendbar. Er führt von der Sache hinweg. Es scheint ein Nachteil, in Wahrheit ein Vorzug der Geschichte der Mystik auf schweizerischem Boden, daß sie auf die nationale Orientierung zum vornherein verzichten muß. Denn in der größten Zeit der mittelalterlichen Mission existierte die Schweiz als staatliches Gebilde noch nicht." Ergänzend aber zu diesem nur gekürzt wiedergegebenen Gedanken begründet der Verfasser die Wahl seines Stoffes mit den Worten: „im übrigen sind gerade die Dokumente der Mystik auf Schweizer Boden noch wenig bekannt, daß vielmehr der Gedanke, einen Hinweis auf ihre geistesgeschichtliche Bedeutung zu geben, meine Arbeit bestimmte." Danach beginnt ein weitumspannendes Kapitel, welches mit der Ueberschrift: „Ursprünge" betitelt ist. Aus ihm entnehme ich die Worte: „die Wahrheit über die Welt liegt nicht in der Vielfalt der Dinge. Sie liegt in ihrer Existenz, im Grund ihres Vorhandenseins. Darum wird sie durch kein Denken ergriffen, nur wiederum durch den Einsatz der Existenz." Das ist ein erhabener Ausspruch, einer, der sich tief in unser Gedächtnis einprägen muß und dem der nicht weniger eindrucksvolle einige Zeilen weiter unten folgt: „es ist eine Frage des seelischen Ranges, ob der Mensch ihrer inne wird oder sie verleugnet. Hat er einmal in sie geblickt, so muß er nicht an sie „glauben". Er kann sie nur besitzen oder verlieren. Sie gewahren ist schon Wissen, sie spüren schon Erlösung, ein Schritt in ihrer Richtung schon Vollkommenheit." Insofern es einem Laien gestattet sein kann, ein Wort für den von ihm gewonnenen Eindruck zu prägen, wird er den Verfasser als einen Mystiker seines eigenen Jahrhunderts ansprechen, einen, der es im Betrachten des Unermeßlichen geworden ist. Wie sehr Prof. Muschg zu unserer Zeit hinüberspricht, sie nicht vergessend, ihr helfen und dienen wollend also auch von ihr gekannt sein müssend, rufen uns die nachfolgenden Sätze ins Gewissen: „Die große Täuschung, welcher das vermutsgleitete Denken gegenüber dem Religiösen erliegt, beruht also in der Meinung, daß Gott nur eine Vorspiegelung für das Nichts, seine Ordnung ein eingebildeter Trost für das Grauen der Sinnlosigkeit sei. Wer aber in die Tiefe eintaucht, liefert sich nicht dem Chaos aus, sondern der Harmonie." Wenn Prof. Muschg das Wesen der Vision zu ergründen versucht, was wohl noch wenige in unserer Zeit versucht und nur selten einer gekannt haben mag, führt es ihn und mit ihm den Leser in den sich immer vertiefenderen Umkreis der entrückten Gedankenwelt. Kurz nach dem vorhergehenden Ausspruch folgt der Satz: „das Organ für diese Erfahrung ist die visionäre Schau. Sie erschließt dem Menschen den harmonikalen Zusammenhang der Dinge. Er erlebt die Göttlichkeit der Existenz, die Uebereinstimmung von Ich und Welt samt aller Entfernung, die beide auseinanderhält. Danach ordnen die Stärksten ihr Leben und die Welt um sich her. Sie arbeiten sich der Vision entgegen und stellen sie in der Wirklichkeit ihres Daseins her. Die Beiahung des Todes, aller Schrecken des Sterbens ist notwendig mit dieser Geistigkeit verbunden. Sie kreist um die Ekstase. In ihr, dem gefährlichsten Grad des Außersichseins, rührt der Mensch den äußeren Horizont seines Daseins an." Sehr vorsichtig weist der Belebrende daraufhin: „ekstatisches Sehen darf nicht mit vanteistischem Fühlen oder Schauen verwechselt werden, das von solcher Entrückung nichts weiß. Ebenso wichtig ist eine Abarenzung gegen jegliche Form von Okkultismus und Esoterik, deren Geheimnis nur darin besteht, daß eine Lehre durch äußerliche Machenschaften verschleiert wird." Und großartig liest sich: „Die Ekstase braucht keine Verhüllung. Sie ist am hellen Tageslicht vor jeder Neugier geschützt. Die schärfsten Augen, das vernünftigste Begreifen können sie nicht profanieren."

Die Tür, für die es keinen Schlüssel gibt und die nur ein Berufener mit der Kraft seines Gedankens uns geöffnet hat, schließt wieder, in dem der Schreiber hinzufügt: „Der Wert, dem diese Geheimnisse galten, hat sich seit langem aus der Welt zurückgezogen, mit ihm das Gefühl für die Richtung des Weges, auf dem sich ihm jene Menschheit näherte. — zu schweigen von den Lichteinbrüchen, zu denen er hinführte."

Regina Ullmann

8

Steinfels

Hilfe nur einen kleinen Teil der Not lindern. Autos zur Beschleunigung der Evakuation der Zivilbevölkerung sind gegenwärtig auch nur auf der Regierungsseite nötig, da auf der Gegenseite keine Städte geräumt werden müssen.*

In dem vom Krieg zerrissenen Spanien ist das Kind das einzige Sinnbild der Einigkeit geblieben. Auch wir Schweizer wollen stets dessen bewußt sein, daß die Kinder beider Parteien der Hilfe würdig sind und der Schweizer. Arbeitsgemeinschaft für Spanienkinder dankbar sein dafür, daß sie in diesem Sinne wirkt.

Wir werden von der Schweiz. Arbeitsgemeinschaft gebeten, zu den schon in Nr. 16 unseres Blattes genannten Sammelstellen für Geld und Naturalgaben (nur haltbare!) noch zu nennen:

Aarau: Dina Isler, Sonnmattweg 5.
Basel: Leonhardsgraben 42.
Bern: Therese Lauterburg, Falkenhöheweg 8.
Biel: Marie Reber, Ipsach bei Nidau.
Frauenfeld: Elsa Wartenweiler, „Nußbaum".
Herisau: Frau Moser-Nef, Baumgarten.
Herzogenbuchsee: Frl. Amy Moser.
Lausanne: Fam. Ueltschi, Av. de Solange 3.
LeLocle: Elisabeth Blaser, Maison Blaser.
Neuenburg: Clara Waldvogel, 33, Faubourg de l'Hôpital.
Neukirch a. d. Thur: „Heim".
St. Gallen: Frau Dr. K. Gsell-Dietschi, Scheffelstraße 3.
Thusis (Grb.): Ida Keßler, Kindergärtnerin.
Werdthof bei Kappelen (Aarberg): Frl. Marta Stettler, Lehrerin.

* (Vier Schweizer Camions, „Pestalozzi", „Dunant", „Wilson", „Nansen", sind am 24. April, voll bepackt mit Lebensmitteln, nach Madrid abgefahren, wo sie anfangs Mai eintreffen sollen, um sich in den Dienst der Evakuation von Kindern zu stellen.)

Für den Frieden

Die Internationale Frauenliga für Friede und Freiheit hat vor kurzem in mehrerer Eingaben und Briefen, getreu ihrer Aufgabe, versucht, den Willen weiter Frauenkreise zum Ausdruck zu bringen, und zwar dort, wo an maßgebender Stelle politische Entscheide getroffen werden. Wir geben hier

zwei Resolutionen

bekannt. Den Mitgliedern des Völkerbundsrates wurde betreffend Spanien geschrieben:

Das vom 5.—10. April 1937 in Brügge tagende Exekutiv-Komitee der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit, tief bewegt von der Gefahr für den Weltfrieden, die die Gegenwart fremder Truppen auf spanischem Boden bedeutet,

Stellt die offenkundige Verletzung des Artikels 10 des Völkerbundspaktes fest,

Bedauert, daß der Völkerbundsrat keinerlei Maßnahmen getroffen hat, um einem äußeren Angriff ein Ende zu setzen, der die „Unversehrtheit des Gebietes und die politische Unabhängigkeit" eines Völkerbundsstaates bedroht,

Fordert die Regierungen der demokratischen Staaten, die im Rate vertreten sind, dringend auf, die Einberufung einer außerordentlichen Sitzung des Völkerbundsrates zu verlangen, an der unverzügliche Maßnahmen ergriffen würden, welche

1. die Evakuierung fremder Truppen von spanischem Boden;
2. die Einsetzung einer wirksamen und unparteiischen Kontrolle herbeiführen würden.

Ferner wurde folgender Brief an die Herren Anthony Eden, Yvon Delbos und R. Sandler betreffend Danzig gerichtet:

„Das in Brügge versammelte Exekutiv-Komitee der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit hat mit tiefer Besorgnis von dem Vorhaben des Danziger Senats gehört, die in Deutschland bestehenden Rassengesetze auf die Freie Stadt Danzig auszudehnen. Da wir wissen, wieviel Ungerechtigkeit und Elend diese Gesetze in Deutschland verursacht haben und uns bewußt sind, welche Rückwirkungen ihre Einführung auf die Einwohner der Freien Stadt Danzig, die auf den Schutz des Völkerbundes vertrauten, haben müßte, bitten wir Sie inständig, Ihren ganzen Einfluß aufzubieten, um einen solchen Schritt zu verhüten."

(gezeichnet): C. Ragaz, G. Baer, C. Ramondt-Hirschmann, Internationale Vorsitzende.
B. Duncan Harris, Vorsitzende der Britischen Sektion.
G. Duchêne, Vorsitzende der Französischen Sektion;
Dr. N. Sahlbom, Vorsitzende der Schwedischen Sektion.

Bund Schweizer. Frauenvereine

In seiner letzten Sitzung hat der Vorstand des Bundes Schweizerischer Frauenvereine sich vor allem mit dem Problem der Verteuerung lebensnotwendiger Bedarfsartikel befaßt. Die Berichterstattungen seiner Vertreterinnen in eidgenössischer Preiskontrolle, Studienkommission zur Verbilligung der Milchverschleißspanne und Arbeitsgemeinschaft zur Besteuerung alkoholischer Getränke und Sanierung der Alkoholgesetzgebung weisen auf die Kompliziertheit des ganzen Frauenkomplexes hin. Der Vorstand ist aber entschlossen, alle diese Bemühungen weiter zu verfolgen und in Kontakt zu bleiben mit andern Verbänden und Instanzen, die in derselben Richtung arbeiten.

Im Auftrag der verschiedenen schweizerischen Frauenzentralen ist der B. S. F. an das Augustfeierkomitee gelangt mit dem Gesuch, eine der kommenden Augustfeierspenden der Hilfe für notleidende Mütter zuzuwenden, d. h. den Organen, die sich irgendwie mit Hilfe für Mütter abgeben. Die Präsidentin des B. S. F. hat an der ordentlichen Jahresversammlung des Augustfeierkomitees dies Gesuch auch mündlich vertreten, so wie dasjenige des schweizerischen Kindergartenvereins, das vor einem halben Jahre eingegeben wurde und das der B.S.F. aufs wärmste empfiehlt. Die Sammlung für 1938 ist bestimmt für die Auslandschweizerhilfe. Unter den weitern Gesuchen, die vorliegen für die kommenden Jahre, scheint dasjenige des B. S. F. für Mütterhilfe am meisten Sympathien zu finden.

Eine nicht einfache Aufgabe für den B. S. F. ist die Bestimmung der Höhe der Subventionen an diejenigen Institutionen, die der B. S. F. unterstützt oder an die er angeschlossen ist. Mit jedem Jahr hält es schwerer, allen dringlichen Anforderungen gerecht zu werden, ohne sich die Möglichkeit der eigenen Arbeit zu beschneiden.

Von den Kommissionen sei erwähnt die Gesetzesstudienkommission. Sie befaßt sich mit der bevorstehenden Revision des Krankenkassengesetzes und ist der Ansicht, daß die nachgewiesene außerordentlich starke Belastung der Krankenkassen durch Frauen aller Berufsgruppen und die damit heraufbeschworene Gefahr von Spezialvorschriften für weibliche Kassenmitglieder ein Problem ist, dem wir unsere Aufmerksamkeit schenken müssen. Weiter dieser Kommission zugewiesen wird die Frage der Scheinehen von Ausländerinnen zwecks Erlangung des Schweizerbürgerrechts, eine betrübliche Erscheinung der gegenwärtigen Zeit, die ein bedenkliches Ausmaß anzunehmen beginnt.

Die Krisenkommission konstatiert, daß die Angriffe auf die Frauenerwerbsarbeit weniger häufig geworden sind, daß jedoch ständige Wachsamkeit am Platz ist. — Der B. S. F. unterstützt mit Nachdruck die Bestrebungen der Familienschutzkommission, die der Einführung von Soziallöhnen erneute Aufmerksamkeit schenkt. — Von den das Forum Helveticum beschäftigenden Diskussionsthemen interessiert sich der B. S. F. für die Frage der feierlichen Aufnahme junger Staatsbürger in das Bürgerrecht bei Erreichung der Volljährigkeit, die möglicherweise auch auf die jungen Mädchen ausgedehnt werden soll, da auch sie, wenn auch ohne Stimmrecht, dem Staate gegenüber Pflichten zu übernehmen haben.

Mit Freuden begrüßt der B. S. F. ein neues Mitglied, den Frauenarmenverein Teufen (App.).

Von Kursen und Tagungen

Volkshochschule Zürich

1. Künstlerische Frauenberufe.

Vorträge:

Die künstlerischen und pädagogischen Aufgaben der Rhythmiklehrerin: Mimi Scheiblauer (17. Juni)
Die Architektin: Lux Guyer (24. Juni)
Bildhauerei als Beruf: Ida Schaer-Krause (1. Juli)
Die Kunstgewerblerin: Berta Tappolet (8. Juli)
Journalistin — Schriftstellerin: Elisabeth Thommen (15. Juli)
(jeweilen am Donnerstag von 20½—21¼ Uhr)

2. Geburtshilfe und Frauenkrankheiten.

Vorträge:

Der Bau des weiblichen Körpers: Dr. Betty C. Schenkel (13. Mai)
Die normale Schwangerschaft
Regelwidrigkeit und Erkrankungen in der Schwangerschaft: Dr. Betty C. Schenkel (20. Mai)
Die normale Geburt: Dr. Betty C. Schenkel (27. Mai)
Regelwidrigkeiten unter der Geburt: Dr. Alfred Reist
Die operative ärztliche Tätigkeit in der Geburtshilfe und Frauenheilkunde: Dr. Alfred Reist (3. Juni)
Strahlenbehandlung in der Frauenheilkunde: Dr. Anna Spinner (10. Juni)
(jeweilen am Donnerstag von 19½—21¼ Uhr)

Anmeldung: Sekretariat der Volkshochschule, Münsterhof 20, 1. Stock (Meise).

Versammlungs-Anzeiger

Bern: Vereinigung weiblicher Geschäftsangestellter der Stadt Bern, 3. Mai, 20.15 Uhr, im „Daheim", Zeughausg. 31: Monatsversammlung. Vortrag von Rosa Neuenschwander über: „Was will und tut der Bernische Frauenbund?"

Bern: Schweiz. Damen-Automobilklub, Sektion Bern, 7. Mai: Klubabend im Hotel Schweizerhof.

Zürich: Lyceumklub Rämistr. 26, 3. Mai, 17 Uhr: Literarische Sektion. Frau Keller-Chappuis: Corneille, „Le Cid" première tragédie classique française.

Zürich: Schweiz. Verband der Akademikerinnen, Sektion Zürich, 5. Mai, 20 Uhr, im Lokale des Lyceumklubs, Rämistr. 26, Monatversammlung. Vortrag von Dr. phil. Melitta Gerhard: „Der deutsche Entwicklungsroman des 20. Jahrhunderts". Gäste willkommen!

Liestal: Jahresversammlung der Bäuerinnen-Vereinigung beider Basel, 2. Mai, 13.45 Uhr, im Hotel Engel, Liestal. Referat von Frl. Rosa Neuenschwander (Bern): Die Erziehung unserer Bauerntöchter.

Radiovorträge: 3. Mai, 16 Uhr: Zyklus „Frauenfragen": Schwangeren- und Wöchnerinnenfürsorge (Reporterin: Helli Stehle).
3. Mai, 19.40 Uhr: Im Land der sieben Schwaben (Vortrag von Dr. Martha Weber).
5. Mai, 16 Uhr: Hausfrauenstunde: „Vom Flicken" (Frau A. Zimmerli-Oetiker).
7. Mai, 16 Uhr: Dorette Hanhart liest ihre Erzählung „Grauer Vogel".
8. Mai, 18 Uhr: Das Haushaltungsbudget (Gertrud Bossert).

Redaktion.
Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25 Telephon 32.203.
Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142 Telephon 22 608
Wochenchronik: Helene David, St. Gallen

Wir empfehlen prima Bündner Gitzi
BELL

KAFFEE zubereiten muß verstanden sein.
Sie erhalten alles, vom Filterpapier bis zur Kaffeemaschine, in bester, preiswerter Schweizer-Qualität bei
Schwabenland & Co. A.G.
Hotel-Küchen- & Konditoreieinrichtungs
St. Peterstr. 17 Zürich

WOHIN?
mit allen Kleidern und Strümpfen?
Die Hausweberei Saanen
(gemeinnütziges Unternehmen, Berneroberland), verwebt Ihnen diese zu hübschen Milieux (bis 290 cm breit), Läufern, Vorlagen, Diwandecken, Wandbehängen, Sitzkissen. Bitte verlangen Sie Prospekte.
Wir empfehlen uns auch für Teppiche aus neuem Material, Diwandecken in Wolle und Baumwolle, Möbelstoffe, Tischwäsche Schurzstoffe und Papeteriesachen

Du siehst nobel aus in Deinem neuen Anzug. Neu ist gut! Den habe ich doch schon drei Jahre, er ist bloss chemisch gereinigt, drum sieht er wieder wie neu aus. Das mache ich mit meinen Kleidern und Mänteln regelmässig. Merk dir's!
TERLINDEN
Küsnacht-Zürich
Die grösste Färberei u. Chem. Reinigungs-Anstalt d. Schweiz

Suisse française
Huémoz près Chesières
(1050 m)
Situation splendide. Climat excellent. Mlle. Fügli reçoit des jeunes filles pour séjour prolongé ou vacances. Etude de français. Meilleurs soins. Références. (P 9 3L

Flechten
jeder Art auch Bartflechten, Hautausschläge, frisch und veraltet, beseitigt die vielbewährte Flechtensalbe „Myra". Preis kleiner Topf Fr. 3.–, gr. Topf Fr. 5. Zu beziehen durch die Apotheke Flora, Glarus. OF14228 Z

Berücksichtigt die Inserenten dieses Blattes

Verkaufsmagazine in:

Zürich, Winterthur, Wädenswil, Horgen, Oerlikon, Meilen, Altstetten, Bern, Biel, Madretsch, Olten, Solothurn, Thun, Burgdorf, Langenthal, Neuenburg, La Chaux-de-Fonds, Luzern

MIGROS

Schaffhausen, Neuhausen, Chur, Aarau, Brugg, Baden, Zug, Glarus, St. Gallen, Rorschach, Altstätten, Ebnat-Kappel, Buchs, Appenzell, Herisau, Frauenfeld, Kreuzlingen, Wil, Basel, Liestal, Laufen, Pruntrut, Delsberg, Zofingen

111 10

Um das Brot

Die Weltmarktpreise für Brotgetreide sind seit dem Höchststand wieder etwas gesunken. Nach den vorliegenden Ernteschätzungen wird u. a. in den USA. eine große Weizenernte erwartet, und damit besteht zumindest begründete Hoffnung für ein Sinken der Preise im Herbst. Auch die Exportmöglichkeiten der südlichen Erdhälfte, die sich gerade in voller Abwicklung befinden, sind, vielleicht mit Ausnahme von Argentinien, gut.

Wenn bei diesen weltumspannenden Marktereignissen in einem etwas merkwürdigen Communiqué aus Bern auf Ueberschwemmungen in Ungarn hingewiesen wird, um die Möglichkeit anzudeuten, daß der Vollbrotpreis doch nicht gehalten werden könne, so ist dazu folgendes zu sagen:

Die Ueberschwemmungen können der Ernte in Ungarn keinen entscheidenden Schaden zufügen, hat doch in den USA. eine Ueberschwemmungskatastrophe von ganz anderem Ausmaße stattgefunden, ohne daß dadurch der Weizenmarkt beeinflußt worden wäre. Man muß sich hüten, tendenziöse Darstellungen als willkommenen Vorwand für gewisse Interessierte in die Welt zu schicken.

Es ist dringend zu hoffen, daß in dieser Uebergangssituation kein Brotpreisaufschlag bewilligt werde, am wenigsten ein Aufschlag auf Vollbrot.

Der Stadtrat der Stadt Zürich hat verdienstlicherweise in Bern interveniert mit der Anregung, daß wenn ein Brotpreisaufschlag unumgänglich sei, dieser auf alle Fälle nicht auf das Vollbrot angewendet werde, sondern notfalls nur auf das Halbweiß- und Weißbrot zur Auswirkung komme.

Die „Schweiz. Bäcker- und Konditoren-Zeitung"

veröffentlichte, wie schon letzten Dienstag gemeldet, über die Verhandlungen mit Herrn Duttweiler betr. Brotverkauf einen Artikel des Sekretärs des Bäckermeistervereins von Zürich, der nicht den Tatsachen entspricht und in beleidigendem Tone abgefaßt ist.

Wir forderten den Verbandspräsidenten und einen weiteren Bäckermeister, die beide den Verhandlungen beigewohnt hatten, am 12. April d. J. auf, die Verantwortung für jenen Zeitungsartikel zu übernehmen. Eine Antwort ist bis heute, d. h. nach 12 Tagen, nicht eingetroffen!

Wir hoffen, daß der Bäckermeisterverein von Zürich, d. h. die Selbstinteressierten an der Sache, zu jenem Artikel stehen werden, sonst müßten wir feststellen, daß sie nur ihren Sekretär vorgeschickt haben, um einen in verleumderischem Ton abgefaßten Artikel auf die bekannte Sekretär-Verantwortung hin zu schreiben. Damit wäre die verantwortungslose Sekretär-Wirtschaft einmal mehr charakterisiert. Und das in einer Angelegenheit, bei der wir uns große Opfer auferlegen wollten, um die allgemeine Verbreitung des gesunden Vollkorn- und Vollbrotes durch die Bäcker selbst, ohne Beeinträchtigung der Konsumenteninteressen, zu ermöglichen.

Wie man mit der Volksgesundheit umspringt

Es paßt ganz zu diesen Feststellungen, daß am vorletzten Mittwoch in einer Bäckerversammlung laut Presseberichten die diversen Bäcker und nicht an letzter Stelle wiederum ihr Sekretär sich anschließend an ein Referat von Dr. Bircher in Ausfällen sowohl gegen die Wissenschaft als gegen Duttweiler ergangen haben sollen. Nicht die durch Hygieniker und Aerzte erkannten Vorteile für die Volksgesundheit, sondern die Rücksichten auf die wirtschaftliche Lage der Bäcker, müßten für das Brotproblem entscheidend sein! Es wurde Verwahrung dagegen eingelegt,

„daß man mit der Wissenschaft dem Schweizervolk das Weißbrot abschätzen wolle, auf das es nun einmal eingestellt sei." Der Erfolg des Vollbrotes sei lediglich der großen Reklame in der Presse zuzuschreiben usw. usw

Erst kürzlich haben sich 35 Frauengruppen von Zürich, die in ihrer Zusammenfassung die Meinung der zürcherischen Konsumentin von äußerst links bis äußerst rechts darstellen, in einer öffentlichen, von über 1000 Frauen besuchten Versammlung und in Eingaben an Bundesrat und Stadtrat mit großem Nachdruck **für das Vollbrot** ausgesprochen. Alle Zuschriften aus dem Publikum an die Presse sind in gleichem Sinne gehalten. Die leider offenbar selten gewordenen Bäcker, die mit Verständnis und Sorgfalt ihr Vollbrot backen, verkaufen heute bedeutend mehr Vollbrot als ihre Berufskollegen. Und da wagen es die Herren vom Bäckerverband kühn und glatt, in der Oeffentlichkeit zu behaupten, daß man mit dem gesunden Brot abfahren solle! Wir würden es noch verstehen, wenn die Bäcker sich gegen eine Verschlechterung ihrer Verdienstmarge zur Wehr setzen würden und erklärten, am Vollbrot gleichviel verdienen zu müssen, wie am andern Brot. Aber gegen das Vollbrot selber zu hetzen, nur um im alten Tramp bleiben zu können und um den Pionieren des gesunden Brotes eins ans Bein hauen zu können, das richtet sich von selbst.

An dieser Sache und nicht zuletzt an der Stellungnahme der Regierung dazu wird es sich erweisen, wer letzten Endes Meister ist: ein paar kurzsichtige, zwängende Interessenten oder der aufgeklärte Brotkonsument.

Buße wegen Zuwiderhandlung

Zur Charakterisierung der heutigen Rechtszustände geben wir bekannt, daß das Obergericht uns mit **100 Fr.** Buße belegt hat, weil wir in Meilen Bauernbrot und Vollkornbrot zu einem billigen Preis eingeführt haben. Das Bezirksgericht Meilen hatte uns mit der Begründung freigesprochen, daß es sich **nicht** um die Einführung einer neuen Warenkategorie handle, weil die Migros AG. schon seit Jahren andere Backwaren, insbesondere auch Knäckebrot, in Meilen verkauft hatte. Die Verbandswirtschaft hat triumphiert, dem Konsumenten ist die billige Bezugsquelle gesperrt und der, der in schweren Zeiten das wichtigste und notwendigste Lebensmittel verbilligte, ist bestraft!

Das ist das Zukunftsbild, wenn die Handels- und Gewerbefreiheit nach Verbandsrezepten abgeschafft oder eingeschränkt werden sollte.

Dörrfrüchte

— Vergleichen Sie die Qualität!

Aprikosen, Delikateß, kalif. per ½ kg Fr. 1.05¼ (475-g-Paket Fr. 1.—)
Pflaumen, Delikateß, „Santa-Clara", kalif., großstückige per ½ kg 47⅗ Rp. (525-g-Paket 50 Rp.)
Weinbeeren, kalif., Fancy per ½ kg 46,9 Rp. (800-g-Paket 75 Rp.)
Sultaninen, Smyrna per ½ kg 63⅗ Rp. (590-g-Paket 75 Rp.)
Datteln, Muskat per ½ kg 68⅕ Rp. (550-g-Pakett 75 Rp.)
Dampfäpfel (Ringäpfel), amerik. p. ½ kg 89,3 Rp. (420-g-Paket 75 Rp.)
Mischobst, kalif. per ½ kg 76,9 Rp. (650-g-Paket Fr. 1.—)

Kaufen Sie keine **Nachahmungen**, sondern das

Original
„Santa Sabina" ½ kg Fr 1.25 — das Fett mit dem höchsten Buttergehalt, 20%! (400 g-Tafel Fr. 1.—)
Süßfett per ½ kg 98⅔ Rp. 10% eingesottene Butter (380 g-Tafel 75 Rp.)

Keine Chemie-, keine Trust-Produkte! Nach Hausfrauenart selbst eingesotten!

Fett ist Vertrauensartikel!

Vorabwertungspreis!
Cocosfett „Ceylona" per ½ kg 67½ Rp. (370 g-Tafel 50 Rp.)

Kochfett „Migros" per ½ kg 91½ Rp. (410 g-Tafel 75 Rp.)